

Sind Sie denn integriert?

Bericht einer Einbürgerung

von Prof. Dr. Debora Weber-Wulff
2005-11-17

„Sind Sie denn integriert?“ fragt mich der gebildete deutsche Herr, mit dem ich mich gerade angeregt über deutsche Literatur unterhalten habe. Wir waren auf einem 80. Geburtstag, ich hatte als Nachbarin die ehrenvolle Aufgabe gehabt, eine Rede zu halten. Okay, ich hatte ein Gedicht von Longfellow auf Englisch vorgelesen und übersetzt, aber ich war korrekt gekleidet, hatte deutscher Mann und deutschen Sohn dabei, habe mich über den Gänsebraten mit Klößen und Rotkohl sehr gefreut und aß auf der deutschen Art, mit beiden Händen auf dem Tisch, statt einer im Schoß und beim Fleischschneiden ein Besteckwechselschauspiel amerikanischer Art aufzuführen.

Ich hatte mich beim Gespräch als Professorin an einer deutschen Fachhochschule zu Erkennen gegeben und war gerade dabei, mit dem deutschen Herrn die Geschenke in meinen Volkswagen zu laden.

Eine Integrationsdebatte war aber in Deutschland voll entfacht und man überlegte lustige „Lösungen“ zum Ausländer“problem“, wie das feierliche Ablegen des Einbürgerungseides oder ein „Deutschland-Test“ mit viele Fragen, die ich leider nicht beantworten konnte, aber auch viele fehlende Fragen wie „Was ist Tokio Hotel und wie ist die Gruppe in Beziehung zu Tekkan zusehen?“.

Ich fand die Diskussion nur albern, weil ich als einbürgerungswillige Ausländerin das natürlich aus einer ganz anderen Perspektive sehe. Ich lasse mich nicht einbürgern, nur weil ich integriert bin! Es war ein langer schmerzhafter Weg, ein Weg den sich viele Deutsche vielleicht gar nicht vorstellen können. Ob der Herr scherzte? Ich suchte sein Gesicht nach sarkastischen Zügen ab. Er schien es ernst zu meinen. Ich habe etwas lapidar geantwortet, „das werde ich dann sehen, ob die Behörden mich für einbürgerungswürdig erachten.“ Und habe lange danach darüber nachgedacht, ob Integration irgendwas mit Einbürgerung zu tun hat.

Warum möchte man die Staatsbürgerschaft wechseln? Da muss man zunächst schauen, wie man zu seiner ersten Staatsbürgerschaft kommt. In manchen Ländern ist es so, dass man durch Geburt – und sei das im Luftraum über dem Land – die Staatsbürgerschaft erwirbt. In anderen ist es eine Blutsfrage – man bekommt die Staatsbürgerschaft des Vaters (seltener der Mutter) vererbt.

Als Kind ist es einem ziemlich egal, was man denn für eine Staatsbürgerschaft hat – es sei denn, man ist staatenlos und schon im jungen Jahren mit den damit einhergehenden Verwaltungsprobleme konfrontiert. Man wächst in einer Familie auf, hört die Familiengeschichten, glaubt, dass überall auf der Welt alles so ist, wie zu Hause. In meiner Familie war ich erstaunt zu erfahren, was für verschiedene Herkünfte ich hatte. Ich bin in den USA geboren, mein Vater war US-Bürger, aber meine Mutter noch Kanadierin. Sie durfte sich zwei Jahre nach meiner Geburt, drei Jahre nach der Hochzeit mit meinem Vater, einbürgern lassen. Sie hatte schon recht lange in den USA gelebt und studiert, es waren nur die Systemunterschiede, die lästig waren, nicht die Staatsbürgerschaft. Aber als sie als Lehrerin arbeiten wollte, wurde klar: diese hohheitliche Aufgabe bleibt US-Bürgern vorenthalten. Also hat sie sich eben einbürgern lassen.

Ihre Eltern waren sowieso eingebürgerte Kanadier. Meine Oma stammte aus Schottland, mein Opa aus England. Beide waren nach Kanada gekommen, um Arbeit zu suchen. Ich habe sie leider nicht fragen können, warum sie Kanadier geworden sind, bei meinem Opa vermute ich eher pragmatische Gründe. Nach seinem Tod fand ich seine drei Pässe – Englische, Kanadische und US – zusammengebunden in seinem Safe. Sie waren halt Reisedokumente. Waren sie integriert in Kanada? Als Kind fand ich es so aufregend anders, sie zu besuchen. Sie aßen Essig auf Pommes statt Ketchup, kauften

bei Simpson's ein (wo meine Oma gearbeitet hatte), sangen voller Freude die kanadische Nationalhymne im Fernsehen mit und hatten auch eine Ahornblatt-Fahne zu Hause.

Aber es blieben viele Spuren ihre Heimat. Meine Oma hat bis zu ihrem Tod mit einem starken, schottischen Akzent gesprochen. Mein Opa hat sein *cup 'o tea* jeden Tag pünktlich eingenommen. Es wurde Schottisch zu Tisch gebetet (*Some hae meat and canna eat and some would eat that want it, we hae meat and we can eat, Sae say the Lord be thank it*) und zu Weihnachten musste es immer fruitcake und plum pudding geben. Es war keine Frage, ob sie integriert waren oder nicht – sie waren halt Ann and Fred, die immer auf der Suche nach einem besseren Leben weitergezogen sind und sich in Florida zur Ruhe gesetzt hatten. Sie hatten natürlich nicht das Problem mit der Sprache, weil sie bereits Englisch sprachen. Aber sie durften halt sich selber sein, ihre eigenen Wege gehen.

Auf der Seite meines Vaters ist auch Auswanderung zu finden, hier zum Teil aus Arbeitsgründe aber zum Teil aus religiösen Gründe. Man hat in der Heimat nicht so sein dürfen, wie man wollte. Die Familienlegende überliefert, dass ein Urahn lieber illegal nach USA auswanderte, als seine Söhne für Napoleon als Soldaten zu geben. Ich habe ihre Spuren gefunden, noch 1800 in Hofgeismar, 1802 in den USA. Diese Familie ist so schnell, wie es nur ging, US-Bürger geworden, weil sie sonst staatenlos waren. Sie haben aber ihre kulturelle Identität, ihr Deutschtum, sehr stark gepflegt.

Sie wohnten in Pennsylvania, in einer Gegend mit vielen anderen deutschen Familien. Sie heirateten fast nur untereinander. Sie sprachen Deutsch, kochten deutsches Essen, haben auf deutscher Art Landwirtschaft betrieben – über Generationen, fast wie türkische Familien in Deutschland heute. 1927 hat mein Großvater mit dieser Tradition gebrochen und die irische-stämmige Magd, die auf dem Hof arbeitete, geheiratet. Er fand die Entwicklungen in Deutschland sehr besorgniserregend und verfügte noch vor der Geburt meines Vaters 1935, dass nur noch Englisch gesprochen wird am Hof. Ausser „Dummkopf!“ und „Danke schön!“ wurde Englisch geredet. Nur eine seiner Schwestern war stur, sie sprach noch bis zu ihrem Tod Deutsch. Man verstand sie, aber antwortete immer auf Englisch. Die Kinder wuchsen nur noch in der englischen Sprache auf, aber das Essen, die Landwirtschaft – sie blieben alle, wie gehabt.

Waren sie integriert? Natürlich, sie waren ja Staatsbürger! Großvater und Großmutter gingen gerne in's Kino, sie kauften sich ein Radio und ein Auto. Sie wechselten die Kirche, von den *German Lutheran Church* zur Methodistenkirche im Dorf. Sie schickten ihre drei Kinder alle zur Universität, sie lebten halt den *American Dream*, und haben sehr hart dafür arbeiten müssen. Aber es hat sich ja gelohnt.

Ich war immer neugierig über das Deutschland meiner Ahnen. Die unlesbare Bibel meiner Urgroßeltern; das Land, wo die Seekisten gepackt wurde für die lange Reise mit Gerätschaften, die immer noch zu gebrauchen waren; die ganzen deutschen Musiker und Dichter – ich wollte mehr lernen und habe Deutsch als zweite Fremdsprache gewählt.

Mein Onkel war dagegen – er war Fliegerpilot und verbrachte einen Teil des Zweiten Weltkrieges in einem deutschen Lager, er verband „Deutsch“ mit allem, was schrecklich auf der Welt war. Aber stur wie ich bin, habe ich Deutsch gelernt und das Land besucht mit meinem Deutschlehrer. Na ja, und wie es halt so kommt, wenn man 18 ist und ein romantisches Land begegnet – es gibt auch wahnsinning nette junge Männer dort und ich habe einen davon geheiratet. Es war ja spannend, aus den USA wegzukommen, dieses Land der Nixon-Ära, des gerade beendeten Vietnam-Krieges. Eigentlich empfand ich eher die USA als das „Reich des Bösen“, auch wenn dieser Begriff so noch nicht geprägt war.

In Deutschland dann aber wurde ich unmittelbar mit meiner Herkunft konfrontiert – ich war die „Ami“. Und alles Ami war schlecht. Ich entdeckte, dass Deutschland und die USA doch zwei sehr verschiedene Kulturen waren, auch wenn sie beide auf der Oberfläche sehr westlich ausschauten. Ich fand das Land unnötig bürokratisch, die Umgangsformen extrem steif, teilweise aber auch sehr schroff. Der Unterschied zwischen Du und Sie war so gewaltig, dabei sah ich eher einen Regen-

bogen von unterschiedlichen Distanzformen vonnöten.

Es gab Konventionen ohne Ende, ich hatte viel damit zu tun zu entscheiden, gegen welche ich bewusst verstossen wollte und welche ich einfach hinnehmen konnte. Ich lernte, an roten Ampeln stehen zu bleiben, pünktlich zu sein, das Treppenhaus zu reinigen, wenn wir dran waren, Samstags mit allen Leuten ohne Klagen einzukaufen, Rouladen kochen und deutsche Volkslieder singen, natürlich bei den politischen angefangen.

Gleichzeitig begann ich, zu meinem eigenen Entsetzen, die USA zu verteidigen. Es war nicht alles schlimm. Die Leute kannten nur das, was sie im Fernsehen sahen. Man isst nicht nur Hamburger in den USA, also liess ich mir ein *Betty Crocker's Cookbook* schenken (immer noch in Betrieb!) und begann, die US-amerikanische Regionalküche rauf und runter zu kochen. Ich habe immer gerne Freunde eingeladen, um ihnen zu zeigen, was für tolle Sachen es doch gibt! Ich begann, Thanksgiving zu feiern, wenn das auch eine extrem aufwändiger Prozess ist. Im Kochbuch steht: „Man nehme eine Dose Kürbismus...“, ich musste erst mal einen Kürbis organisieren, dann lernen, daraus Mus zu kochen und zu konservieren, bevor ich mit dem eigentlich *Pumpkin Pie* anfangen konnte. Einen Truthahn zu ergattern mit der notwendigen Leibesfülle bedurfte auch viel Organisationsaufwand.

Ich habe ein paar amerikanische Freunde gehabt, wir genossen es sehr, zusammen zu sitzen und uns über „die Deutschen“ lustig zu machen. Wir haben über die Frage von Einbürgerung auch gesprochen – willst Du so was machen? Es wäre schon schön, hier wählen zu können. Aber wozu eigentlich?

Als ich mich das erste Mal über Einbürgerung erkundigte, war ich erschrocken: 5000 DM sollte es kosten! Und doppelte Staatsbürgerschaft war ausgeschlossen. Die Checkliste, was man alles dafür bräuchte, war atemberaubend. So wichtig war es mir dann auch nicht. Auch interessierte mich nicht, ob ich nun integriert war oder nicht, mich interessierte, ob ich einen Job finden könnte, was Spaß machte und genug Geld einbrachte. Hobbies und Freunde waren spannend, aber über das Deutschsein habe ich nicht nachgedacht, nur, dass mir immer wieder Albernheiten auffielen. Zum Beispiel, dass Deutsche sich nicht über ihre Fahne oder Farben freuen können, das wird alles leicht falsch nationalistisch verstanden.

Mir wurde bewusst, wie Deutsch ich geworden bin, nicht in Deutschland, sondern bei Besuchen in den USA. Ich war gewöhnt, zu Fuß zu gehen, oder mit öffentlichen Nahverkehr zu fahren. In den USA herrscht das eigene Auto. Ich war gewöhnt, Müll zu vermeiden und Energie einzusparen, in den USA verstand man überhaupt nicht, was ich meinte. Müll war normal, und wenn man literweise laufendes, kaltes Wasser verwendet, um ein Bier zu kühlen, dann macht man das, ohne nachzudenken. Gebaut wurde, ohne Rücksicht auf die Natur; gefahren wird überall, und mit Autos, die sehr viel Benzin verbrauchen; Fernsehen dominiert das Leben, hast Du dieser Programm nicht gesehen, bist Du unten durch.

Ich fand mich immer fremder im eigenen Land. Nicht nur das Essen – ich lernte, deutsches Brot zu backen, damit ich in den USA mich nicht von Pappe ernähren musste. Ich musste täglich eine „New York Times“ suchen, um wenigstens zu erfahren, was in der Welt noch geschah, für die USA existiert diese andere Welt einfach nicht. Man bedruckt viel Papier mit den Statuten des „Paperwork Reduction Act“, immer absurderes Verhalten der Regierungen. Plötzlich war ich nirgendwo mehr zu Hause – in den USA war ich eine Deutsche geworden, in Deutschland eine Amerikanerin. Ich begann, darüber zu grübeln.

Ich wollte eigentlich beide Staatsbürgerschaften haben – weil ich ja trotz alledem etwas von beides bin. Ich wäre gerne dazu bereit gewesen, eine aktive und eine passive Staatsbürgerschaft zu haben, also in nur einem Land zu wählen. Aber die Vorstellung, meine amerikanischen Herkunft abgeben zu müssen, nur um Deutsche zu werden, das war mir zuwider. Das war, fand ich, als ob ich dazu

gezwungen wäre, einen Teil von meinem Selbst aufzugeben. Ich schrieb Briefe an Politiker, an Parteien, diskutierte engagiert mit vielen Leuten. Aber in Deutschland hiess es: entweder sind Sie Deutsche oder nicht, da gibt es kein dazwischen.

In den USA war es inzwischen so geworden, dass man ohne Probleme eine zweite Staatsbürgerschaft haben könnte. Da es keine Wehrpflicht mehr gab, und weil US-BürgerInnen immer steuerpflichtig sind, egal wo sie wohnen, ist es für die USA kein Problem, wenn man zwei Pässe hat.

Als ich deutsche Beamtin werden sollte, hoffte ich, endlich die Möglichkeit zu haben, die doppelte Staatsbürgerschaft durchzusetzen. Aber nein, es fand sich ein Gesetz: Wenn es im Interesse des Landes Berlin ist, AusländerInnen zu verbeamten, dann dürfen sie das. Man wollte mich durchaus haben, als Professorin, nur nicht als Deutsche, wenn ich mein amerikanischen Paß nicht abgebe.

Das hat dann einige lustige Begebenheiten gegeben. Ich musste prüfen lassen, ob ich überhaupt meinen Eid schwören könnte, ohne meine Staatsbürgerschaft zu verlieren. Ich wurde zum Wahlamt eingeteilt, und musste zurückziehen, obwohl ich es gerne täte. Ich war nun ein Garant für die freiheitlich-demokratisch Grundordnung geworden, eine merkwürdige Situation. Aber ich wurde auch beschimpft – ausländerfeindliche Schriften wurden mir anonym in mein Fach geworfen. Und offen wurde mir der Politik die US-Regierung immer wieder vorgeworfen. Es fiel mir immer schwieriger, mein Land zu verteidigen.

Die Umkehr kam kurz vor dem Einmarsch in den Irak. Ich war im Februar 2003 in den USA, und es war schlimm – alle hatten Angst vor „Terroristen“. Leute kauften Plastikfolie und Klebeband, um ihre Fenster zu bekleben, um „Giftgasattacken“ abzuwehren; im Vormittagsfernsehen wurde erklärt, worauf man zu achten hat beim Kauf einer Gasmasken; beim Laden um die Ecke bekam man die Broschüre "How to Cope with Terrorist Attacks" geschenkt: Hysterie pur. Die *New York Times* findet plötzlich, dass es völlig in Ordnung ist, was die Regierung macht. Kritische BürgerInnen müssen Anzeigen in dieser Zeitung bezahlen, um klarzustellen, dass Bush eine Machtergreifung gerade vollzogen hat, dass er dabei ist, Blut für Öl zu geben. Über Internet kann ich immerhin die deutsche Zeitungen lesen, ich lese plausiblere Erklärungen, z. B. für das Verhalten der Türkei.

Bin ich hier noch irgendwie integriert, auch wenn ich hier geboren bin? Zurück in Berlin schliesse ich mich einer Gruppe AmerikanerInnen an, die jeden Montag gegen den kommenden Krieg demonstrieren. Ich diskutierte mit ihnen – kann man überhaupt noch Amerikanerin sein? Manche haben es – irgendwie – geschafft, bereits doppelte Staatsbürgerschaften zu erlangen, also würden sie es nicht aufgeben. Andere meinen, man muss als Patriot gegen diesen Wahnsinn ankämpfen. Ich merke, dass ich nicht mehr dazugehören mag und kann. Am Tag des Einmarschs der US-Armee in den Irak, verfasse ich meinen Antrag auf Einbürgerung nach Deutschland. Um es wirklich klarzustellen: es hat überhaupt nichts damit zu tun, ob ich hier „integriert“ bin. Ich konnte halt nicht mehr Amerikanerin sein.

Nun beginnt die Maschinerie zu mahlen. Man prüft, ob ich ehrenwert genug bin, Deutsche zu werden. Ich werde penibelst ausgefragt, alle Details meines Daseins werden geprüft, auch medizinische. Immerhin komme ich um den Sprachtest umhin. Aber bei der Frage der doppelten Staatsbürgerschaft beiße ich auf Granit – entweder bin ich Deutsche, oder nicht. Langsam gewinne ich die Erkenntnis, ein Spezialprojekt meines Sachbearbeiters geworden zu sein. Er hat noch nie einen US-Amerikanischen Staatsbürger eingebürgert, er will es sehr genau machen.

Der Irak-Krieg macht es einfacher – nicht, mein Integrationsgrad. Ich nehme alle Hürden, ich bekomme die Einbürgerungszusicherung und nun beginnen die Probleme bei den US-Amerikanern. Ich werde in der Botschaft beraten – wollen Sie sich das gut überlegen? Als Deutsche könnte man Ihnen die Einreise verweigern. Ich habe Eltern, die krank sind und demnächst in ein Heim müssen. Dieser sog. *Patriot's Act* nimmt alle demokratischen Rechten von Ausländern (auf US-Amerikanisch: *aliens*, der Begriff wird auch für „Ausserirdische“ verwendet). Ich soll die Wahl

abwarten, dann wird der *Patriot's Act* sicherlich abgeschafft, dann kann ich beruhigt meine Staatsbürgerschaft abgeben.

Ich folge dem Rat, damit ich im Sommer meine Eltern umsiedeln kann. Ich melde mich nach Florida um, das wollte ich schon vor Jahren, als meine Eltern dahin gezogen waren. Ich werde aktiv in Berlin bei der Wahlregistrierung von US-Bürgern – und bin erstaunt, wieviele über die Strassen Berlins wandern. Ich wähle, ein letztes Mal, in den USA. Ich plane, die Wahlnacht mit den Amerikanern zu feiern – nur, ich komme nicht mehr in die Wahlparty hinein. Treffenderweise muss ich zum Tränenpalast, nur noch dort gibt es Platz für mich. Dort schaue ich mir den Film „Land of Plenty“ an. Irgendwie passt es alles, diese depressive Grundstimmung. Am nächsten Tag will ich die Entlassung aus der Staatsbürgerschaft der USA beantragen.

Aber ach, das ist ja gar nicht so einfach. Es gibt Formulare, bloss wo sind sie? Man schickt sie mir zu. Oder auch nicht. Dann fehlt ein Formular. Habe ich die Steuererklärung abgegeben? Der Konsul ist gerade verreist. Nee, das ist ein Feiertag, dann können wir nicht. Mitte Januar 2005 bekomme ich endlich einen Termin und darf 20 Formulare ausfüllen, in denen ich erkläre: ich will nicht mehr US Bürgerin sein. Ich darf eine Erklärung abgeben. Alle, die mich und meine große Klappe kennen, haben mich gewarnt: sag nichts! Es ist sowieso nicht einfach zu erklären, das sieht man an der Länge dieses Berichts. Man schüttelt den Kopf, dann mir die Hand, und sagt, wenn ich es mir in den nächsten Jahr überlege, dann kann ich gerne wieder ankommen. Und nun dauert es ein wenig, bis ich die Entlassungspapiere bekomme. Das ist ja schließlich keine Prioritätsaufgabe vom State Department.

Ich verlasse das Konsulat und bin staatenlos.

Hat sich irgendwas an meiner Integration geändert? Ich muss einen Staatenlosenpass beantragen, weil ich als Professorin und vielgefragte Rednerin bereits Auslandstermine habe, ich muss innerhalb von Europa reisen können. Es dauert bis Mai, mit noch vielen Nachfragen, bis man entdeckt, dass bereits in Februar die Entlassungsurkunde unterschrieben wurde. Ich hole sie mir ab, und bin am nächsten Tag im Rathaus Schöneberg angemeldet.

Der Beamte hat alles vorbereitet. Es gibt eine Mappe mit dem Wappen von Berlin und ein rot-weißes Schleifchen, die meine Einbürgerungsurkunde darin festhält. Ich gehe zur Kasse, zahle den Restbetrag, komme wieder und bekomme, sogar mit Handschlag, die Urkunde ausgehändigt. Es hat nur noch knapp 300 € gekostet – aber auch Nerven.

Ich verlasse den Raum, nun Deutsche. Hat sich jetzt irgendwas geändert? Natürlich nicht, ich musste ja bereits integriert sein, um überhaupt die Einbürgerungszusicherung zu bekommen. Ich gehe rüber zum Bürgeramt, beantrage Paß und Personalausweis. Was soll ich nun mit dem Tag anfangen, wo ich nun Deutsche geworden bin?

Ich gehe Einkaufen im Second-Hand-Shop, finde eine bezauberndes Dirndl, den ich sofort kaufen muss. Bin ja Deutsche, bin ja integriert! Es steht mir auch gut, vielleicht erst seit heute? Ich erzähle allen Leute, dass ich jetzt Deutsche bin. Manche bieten ein herzliches Beileid an, andere freuen sich mit mir.

Was hat Integration mit Staatsbürgerschaft zu tun? Meiner Meinung nach: nichts.

Und was bin ich nun? Meine Ahnen kommen aus Deutschland, Irland, Schottland und England. Ich bin in den USA geboren. Ich lebe und arbeite in Deutschland. Ich trinke gerne österreichischen Wein und dänischen Schnaps, ich liebe französischen Käse, englische Marmelade und italienische Pasta, ich mache gerne Urlaub in Schweden. Ich glaube, ich bin Europäerin geworden.